

Nr. 86. Bydgoszcz/ Bromberg, 14. April 1938

Die Rose von Amsterdam

Roman von Paul Hain

(9. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Er fuhr sich wild durch das Haar.

„Hoppla!"

Er mußte Balance halten, beinahe wäre der Stuhl wieder umgekippt.

„Aber das ist ja gleichgültig, Magnifizenz. Das Bild ist jedenfalls geliefert. Daß es keine Sudelei ist, werdet Ihr und muß jeder Billigdenkende zugeben. Ich möchte also mein Geld haben, Euer Gnaden. Darf ich bitten —"

Seine Augen blitzten bedrohlich.

ten Zerkaulen stampfte ein wenig mit dem Stock gegen den Boden. Sein Gesicht wurde unwilliger. Nun kam ja noch das Schlimmste.

„Das ist es ja eben, Rembrandt. Es ist abgestimmt worden, und die Gilde lehnt die Bezahlung des Bildes ab, solange nicht die Beanstandungen wunschgemäß berücksichtigt sind und Ihr das Bild geändert habt. Ich selbst habe mich dagegen gestemmt — aber die Mehrheit war für diesen Beschluß. Versteht Ihr? Und darum meine ich eben — —"

Rembrandt starrte den Bürgermeister entgeistert an. Hatte er recht verstanden? Konnte die Niedertracht seiner Gegner so weit gehen, daß sie ihn auf so heimtückische Weise noch länger seiner Not überließen?

„Die Gilde hat also den traurigen Mut," stieß er hervor, „mir den ehrlichen Lohn für meine ehrliche Arbeit vorzuenthalten! Man denkt, ich lebe von der Luft! Und nachher nennt man mich einen Vaganten und Taugenichts und Windhund, wenn ich Schulden mache — ah! Was für eine Infamie! —"

Er sprang plötzlich auf. Krachend fiel der Stuhl auf die Erde. Beide Fäuste ballte er. Eine maßlose Wut und Enttäuschung brannte wie Feuer in ihm.

Oh — er durchschaute das Ränkespiel so genau. Und Mitläufer fanden so hohe Herren ja immer.

„Das ist gemein, Herr Bürgermeister! Fühlt Ihr's nicht selber? Weiß Euer Gnaden, was es heißt, Tag um Tag und Woche um Woche zu arbeiten, ein Werk aus der Seele herauszureißen, mit Kopf und Hand und allen Sinnen, daß es lebendig dasteht, — sich selbst zu verbrennen in einer inneren Leidenschaft, von der diese Krämer und kettengeschmückten Ratsherren keine Ahnung haben — und dann — dann heißt es einfach: der und der ist nicht zufrieden damit, daß er nicht im Mittelpunkt des Bildes steht, wo bekanntlich nur einer stehen kann! Zum Henker, Mijnheer ten Zerkaulen, ich bin kein Hundsfott, kein Affe! Oh, Eitelkeit der Eitelkeiten! Und von dieser läppischen Eitelkeit einer Handvoll Krämer, die von der Kunst soviel verstehen, wie der Esel vom Tanzen, soll ich mich ducken lassen wie ein Hund? Dieser Eitelkeit soll ich meine wohlerworbenen Gulden opfern? Es ist perfide, Magnifizenz! Aber es steckt ja noch mehr dahinter. Der Granichstädten und seine Freunde finden das Bild nicht gut, weil's nicht vom Kemp ist. Die Vermeulens, weil ich dem Herrn Leutnant den Offiziersrock genommen habe, und der Herr van Uylenburgh läßt es mich entgelten, daß Saskia — —"

Er preßte die Faust gegen den Mund. Wohin trieb ihn sein Zorn?

ten Zerkaulen horchte plötzlich auf.

„Was wolltet Ihr da sagen?"

„Ach — nichts. Das steht auf einem andern Blatt."

Er schwieg verbissen. Die Wut hatte ihn schon genug alle Höflichkeit vergessen lassen. Schweratmend stand er vor ten Zerkaulen, der gewaltig an seinem Bart zwirbelte.

„Harte Worte, mein Freund, harte Worte —"

„Magnifizenz werden gerecht sein —"

Ganz gewiß. Ich begreife Eure Enttäuschung und will manches, was Ihr eben gesagt habt, nicht gehört haben. Ich möchte Euch nur versichern, daß ich selber alles versucht habe, um den Beschluß der Gilde zu Euren Gunsten zu gestalten. Es war vergebens. Ich, ich weiß: Euer Bild ist gut. Ich habe nie daran gezweifelt, daß es gut werden würde. Ich bin nicht Euer Gegner, ich bin Euch wohlgesinnt. Darum kam ich wiederum selbst, um Euch diese Mitteilung zu machen."

„Die Pille war deswegen nicht weniger bitter!" stieß Rembrandt hervor.

Er reckte die Arme in einer leidenschaftlich-hitzigen Bewegung auseinander. Von den Wänden seines Ateliers blickten ihn die Gestalten seines künstlerischen Schaffens an.

„Ich möchte das Bild zurückhaben", sagte er mit gewaltsamer Ruhe.

ten Zerkaulens Gesicht hellte sich auf.

„Ihr wollt also noch einmal herangehen? Das ist verständig. Ich wußte ja, daß Ihr überlegsam genug sein würdet. Sechshundert Gulden — die läßt man doch nicht fahren. Und ich verspreche Euch, daß ich meinen ganzen Einfluß —"

Rembrandt schüttelte spöttisch den Kopf.

„Ihr irrt, Magnifizenz. Ich denke nicht daran, ein anderes Bild zu malen oder etwas daran zu ändern. Wie denn auch?"

„Wie? Wollt Ihr wirklich so unverständig —?

„Wirklich!" unterbrach ihn Rembrandt. „Das Bild mag hier in der Ecke stehen. Mag verstauben. Die Farben sind für die Ewigkeit gemischt. Etwas daran ändern? Keinen Pinselstrich. Darauf gebe ich Euch mein Wort. Und das könnt' Ihr den Herren von der Gilde bestellen. Nichts anderes."

Sein Gesicht bekam einen visionären Ausdruck. Er blickte zum Fenster hinaus, über das Giebelmeer der Stadt, das im roten Abendgold stand. Wie verzaubert.

„Einmal, Magnifizenz, wird diese Stadt da unten sich meiner erinnern, und sie wird eitel darauf sein, Bilder von mir zu besitzen. Und sie wird vergessen haben, daß sie mich hungern und darben ließ, mich, den Harmensz Rembrandt, der diese Stadt vielleicht mehr liebte, als sie es wert war! Man wird von mir sprechen, wie von einem seiner besten Söhne. Aber ich werde es nicht mehr hören, Herr Bürgermeister, und es wird gut sein, daß ich dieser Stadt dann nicht mehr ins Gesicht lachen kann."

ten Zerkaulen wich unwillkürlich einige Schritte zurück.

Ihm war mit einemmal seltsam und beklommen zumute. Das Gesicht Rembrandts, so empfand er, sah aus wie das eines Wahnsinnigen oder Propheten.

Schweigen herrschte.

Rembrandt wandte langsam den Kopf vom Fenster. Er lächelte müde. Ohne Zorn.

In einer sonderbaren Ergriffenheit streckte ten Zerkaulen ihm die Hand hin. Hier waren alle weiteren Worte überflüssig. Es gab nichts mehr zu reden.

„Lebt wohl, Rembrandt."

„Lebt wohl, Euer Gnaden."

Der Bürgermeister verließ mit leisen Schritten das Atelier. — —

Rembrandt wanderte auf und ab. Setzte sich vor die Staffelei und starrte sinnlos das angefangene Bild an. Er begriff erst jetzt mit vollen Klarheit: Er würde auch weiterhin ohne Geld sein. Die Vermeulens hatten gut und sicher gearbeitet, und selbst van Uylenburgh hatte sich nicht gescheut, ihn auf so kleinlich-gehässige Art in Bedrängnis zu stürzen.

Er würde nicht einmal Geld haben, um sich Farben zu kaufen.

Lange saß er so. In trübe Gedanken versponnen.

Gab es einen Ausweg aus dieser Not?

Er hörte nicht, wie es leise an die Tür klopfte.

Er hatte den Kopf in beide Hände gestützt. —

XI. Kapitel.

„Ich habe also beschlossen, Saskia, dich für eine Weile wegzuschicken. Morgen wird ein Bote nach Brüssel reiten und der Base Barbara Spennhoff Bescheid überbringen, daß du in spätestens sieben Tagen dort eintriffst."

Saskia blickte beharrlich in den Schoß. Herr van Uylenburgh hatte sich aus dem Sessel erhoben und stand steif, mit undurchdringlichem Gesicht, einige Schritte vor ihr.

„Du wirst noch allerlei zu nähen und zu packen haben, denn es wird eine Reise von einem halben Jahr sein. Eher länger als kürzer. Sollte die Zeit nicht ausreichen, um dir die verliebten Grillen auszutreiben, werde ich dich bestimmt länger entbehren können. Ich werde dich selbst mit einigen meiner Reiter hinbringen!"

Saskia sprach kein Wort.

„Du brauchst nicht zu glauben, daß es mir leicht fällt, dich von hier zu entfernen. Aber es ist notwendig. Um deinetwillen, um meines guten Namens willen. Und dem Justus Vermeulen ist das Maul gestopft, falls er —", er verschluckte das Weitere.

Die Fäuste griffen in den Wamsgurt.

„Nun? Hast du mir nichts darauf zu sagen?"

Ungeduldig hoben sich seine Augenbrauen in die Stirn, es wetterleuchtete bedrohlich in seinen Augen.

„Nichts, Herr Vater."

Uylenburgh stampfte mit dem Fuß auf.

„Das unschuldig gequälte Lamm, wie? Es bleibt also dabei. Du hast hinreichend Zeit, mit der Muhme alles vorzubereiten".

Er atmete tief auf. Saskia erhob sich vom Stuhl.

„Ich habe nichts mehr zu sagen", knurrte Uylenburgh.

Saskia glitt aus dem Zimmer. Wie eine Flüchtende eilte sie in ihre Kammer hinauf. So überraschend war ihr der Befehl des Vaters nicht gekommen, etwas ähnliches hatte sie geahnt. Nun also war es so weit.

In sieben Tagen!

In sieben Tagen aus Amsterdam heraus, weg von Rembrandt!

Konnte man sich das ausdenken! Konnte man sich denken, daß man nach sieben Tagen nie mehr Harmensz wiedersehen sollte?

Saskia lächelte. Nein, das war etwas, was unvorstellbar war. Ihre Liebe glaubte nicht daran. Ein Mensch, und sei es der eigene Vater, kann nicht bestimmen, daß ein Mädchen nach sieben Tagen nie mehr den Geliebten sehen werde.

Und darum lächelte Saskia. Sieben Tage? Was konnte in dieser Zeit alles geschehen! Nein, die Barbara Spennhoff in Brüssel würde umsonst warten. Oder — wenn nicht — so würde Harmensz nach Brüssel kommen. Das konnte ihm kein Mensch verbieten. Oder — man konnte aufhören zu leben. Ja!

Saskia faltete die Hände wie in einem stillen Gebet. Sieben Tage. Harmensz würde einen Ausweg wissen.—

Plötzlich fiel ihr ein: Heute vormittag war ja der Rat der Stadt zusammengewesen, um den Ankauf des Bildes zu beschließen. Die Sitzung war längst vorüber. Ein froher Gedanke befiel sie. Ein kühner Gedanke. Was galten ihr jetzt noch die Befehle des Vaters, sein Groll, sein Grimm. Sie war allein auf sich gestellt, untertan dem ewigen Gesetz der Liebe, dem sie zu gehorchen hatte. Ein unerbittliches Gesetz!

Leise öffnete sie die Tür, lauschte und huschte dann die Treppe nach unten, um die Muhme zu suchen.

Ob der Vater noch im Hause wäre? Der sei zu den Speichern hinübergegangen, zu den Schreibern.

„Da wird er nun wohl noch bis zum späten Abend sitzen über den Büchern", seufzte Muhme Alberta. „Er arbeitet viel zu viel."

„Und vergißt darob das Herz, das er doch auch in der Brust haben muß", murmelte Saskia. „Muhme — Ihr müßt mir wieder einmal helfen. Wißt Ihr denn schon, was mir der Vater vorhin gesagt hat?"

„Ich ahne es, Kind. Fort sollst du?"

„Nach Brüssel. Aber wer weiß es genau?"

„Saskia — sei verständig —"

„Ich will's ja versuchen, Muhme. Aber erst muß ich Harmensz sprechen. Nein, nein, ich muß! Komm' mit mir in die Stadt. Der Vater mag denken, daß wir Besorgungen machen. Bitte, liebste, beste Muhme — komm' mit."

„Wohin nur, Saskia? Du hast ja Augen, die brennen!"

„Ich sag's dir unterwegs."

Nie hatte die Muhme Alberta diesen Augen widerstehen können, warum also sollte es gerade heute sein!

„Daß ich dir nichts abschlagen kann!" seufzte sie und trippelte voran. „Ihr närrischen, jungen Menschen!"

Als Saskia allein die Treppe zu Rembrandts Atelier hinaufstieg, schlug ihr das Herz bis zum Halse. Sie blieb stehen, um ruhiger zu werden, um sich zu sammeln u[nd] Fröhlichkeit in ihr Gesicht zu zaubern. Denn es sollte ja doch eine große und schöne Überraschung für ihn sein. Die Muhme wartete indessen einige Häuser entfernt. Es hatte Mühe gekostet, sie zu diesem Weg zu überreden — aber am Ende hatte sie auch dazu nicht nein sagen können.

Rembrandt hob erstaunt den Kopf, als er einen leichten Druck auf seiner Schulter fühlte. Noch immer saß er halb zusammengesunken im Stuhl vor der Staffelei.

Ein leises Lachen. Da fuhr er herum.

„Saskia!"

Er strich sich über die Stirn. Träumte er? Wachte er noch?

„Saskia, bist du es denn — wirklich?"

Wie ein Wunder stand sie vor ihm, mit einem kleinen, schalkhaften Lächeln, und strömte Wärme, Heiterkeit und Anmut aus.

„Ich habe mich fortgeschlichen, Harmensz, Alberta hat wieder geholfen. Ich mußte doch bei dir sein — heute, da dir der Rat das Bild abgekauft hat, und dir Glück wünschen —"

Sie schmiegte sich auf seinen Schoß.

Er starrte sie verwundert an, und erst jetzt merkte sie seine Verstörtheit. Ganz erschrocken lehnte sie sich zurück.

„Was ist denn, Liebster?"

Noch immer ließ sein Blick sie nicht los.

„Du — weißt — nichts —?" fragte er.

„Was — was sollte ich denn wissen? Du selbst sagtest doch gestern — vor dem Wall —"

Da stieß er hervor:

„Es war wieder einmal nichts. Wir haben uns zu früh gefreut, mein Lieb. Vorhin war ten Zerkaulen hier —"

„O Gott, Harmensz, spanne mich nicht auf die Folter! Sage es schnell, was ist mit dem Bild?"

Da zog er sie an sich.

„Es ist ja nur noch halb so schlimm — nun, da du bei mir bist, Saskia. Nun ertrage ich es schon."

Er drängte sein Gesicht in die duftende Fülle ihres Haares, und küßte es, und es schien ihm, als ströme aus diesem seidigen Gespinst neue Kraft und Stärke in ihn über.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bürger von Zwickau.

Von **Will Vesper.**

In seinem Buch „Geschichten von Liebe, Traum und Tod", das soeben im Albert Langen — Georg Müller-Verlag in München erschienen ist, hat Will Vesper die ganze Fülle der ernsten und heiteren, besinnlichen und komischen Erzählungen seines reichen Schaffens vereinigt. Dieser Gesamtausgabe seiner Novellen wurde der folgende Beitrag entnommen.

Immer, wenn ich durch das Meißner Burgtor gehe, sehe ich vor mir ein heldenhaftes Bild, das mir einst in alter Chronik begegnete und das unter dem Meißner Burgtor seinen Abschluß fand. Die Helden der Historie aber, die anno 1405 unter dem Tor der Burg für die Freiheiten und Rechte ihrer Vaterstadt freiwillig ihr Leben ließen, waren keine Meißner. Es waren vier Bürger aus Zwickau, und ihr Schicksal und Beispiel verdient, im Gedächtnis zu bleiben.

Herr zu Meißen war damals der Landgraf von Thüringen, Wilhelm der Einäugige, der auch zu Meißen im Dom vor dem hohen Altar begraben liegt, ein gewalttätiger Herr, immer bedacht auf Mehrung seiner Macht, obgleich er ohne Leibeserben war und auch so dahinfuhr und alles, was er erpreßte, anderen lassen mußte. Er war so raffgierig, daß er selbst dem Bischof von Meißen nicht das Seine gönnte und dessen Rechten und Einkünften so grausam zusetzte, daß zuletzt der heilige Benno selber sich ins Mittel legte, obgleich er schon 300 Jahre tot war. Aber er hing noch an seinem alten Bistum und stieß daher in einer Nacht, nach mancher vergeblichen Verwarnung, dem geringen Landgrafen im Traum eine glühende Fackel ins Auge, so daß dieser am Morgen einäugig erwachte und fortan, da er denn doch keine Lust hatte, ganz blind zu werden, die Güter der Kirche, die so streitbare Heilige hatte, in Ruhe ließ. Ja, er stiftete voll Schrecken dem Dom noch zwei schöne Lehngüter und hielt sich dafür an den benachbarten Städten schadlos, zertrümmerte ihre alten Gerechtsame, setzte strenge Vögte über sie, ließ mit einem Worte die freien Bürger zu Untertanen pressen und hatte auch bei den meisten Glück damit.

Unter den Städten aber, die der Landgraf zu ducken dachte, war auch das alte, freie Zwickau, eine Stadt von Männern — wenigstens damals. Als der einäugige Landgraf sich an Zwickau wagte, mußte er erleben, daß diese Bürger nicht so leicht zu beugen waren. Sie wehrten sich ritterlich und gingen vor Kaiser und Reich und hofften dort auf Beistand, fanden aber wenig, sintemalen auch heute noch eine Krähe der anderen kein Auge aushackt.

Rat und Bürgerschaft von Zwickau fanden also keine Hilfe bei anderen und verzagten darum doch nicht, sondern beschlossen, sich selbst zu helfen. Die, die frei und unabhängig allein unter Kaiser und Reich zu stehen meinten, sollten einen verhaßten landgräflichen Vogt in ihren Mauern dulden, der die Bürgerschaft mit Steuern und Verboten drückte und dem Rat in alles hineinredete, was ihn nichts anging? Dem dachten sie auf die gründlichste Weise abzuhelfen, und am ersten Markttag im April, als der Vogt, ein Hesse namens Franz Steuchsingen, grob und pranzig auf seinem derben Apfelschimmel durch das Volk ritt, stemmte sich ihm von ungefähr ein Bürger mit der Achsel unter den linken Schuh, stieß ihn aus dem Steigbügel und mit raschem Schwung der Schulter den schweren Mann selber übers Pferd hinweg auf die drübere Seite und auf die Erde. Dort standen andere bereit, die mit raschen Schwerthieben den Gefallenen zudeckten, ehe er nur Amen zu sagen vermochte. Und nach einem kurzen Augenzwinkern war von dem hochmögenden und wohlgeborenen Herrn nichts mehr übrig, als ein blutiger, zerfetzter Leichnam, reif für den Gottesacker. Die beiden Knechte, die hinter ihrem Herrn geritten, lagen dicht daneben, gleichfalls auf die rascheste Art aus dem Sattel gehoben und erledigt, ohne daß den Bürgern, die das Werk übernommen, dabei viel geschehen wäre. Damit war die Sache freilich noch nicht zu Ende, sondern nach dieser raschen Tat, die ja nicht schwer auszuführen war, kam erst das schwerere: die notwendige Sühne.

Darüber waren sich die Zwickauer von vornherein klar, daß sie zwar Manns genug wären, den lästigen Vogt und seine Leute zu erledigen, daß aber hinter diesen der mächtige Landgraf stehe, dem sie nicht gewachsen seien. Ja, sie mußten fürchten, daß eine solche Gewalttat, wie sie begehen wollten und begingen, dem Fürsten gar nicht unwillkommen sein würde, da er nun mit scheinbar gutem Recht über sie herfallen und endgültig ihrer Gerechtsame und Freiheiten berauben könne. Wenn sie also die Tat, zu der sie sich gedrängt fühlten und von der sie sich wohl einen heilsamen Schrecken für alle künftigen Vögte versprachen, nicht hassen wollten, so mußten sie doch zugleich dem Rachezug des Fürsten zuvorkommen und ihm für die Erschlagung eine Sühne bieten, die er nach dem damaligen Rechtsbrauch annehmen mußte, ohne gegen die Stadt selber vorgehen zu können. Für das Leben des Vogts und seiner Knechte müsse man, darüber war man sich klar, mit dem Leben von Bürgern der Stadt bezahlen und nicht etwa mit untergeordnetem Pöbelblut, sondern mit einem, das dem des Vogts nicht unwürdig sei, dem Blut' von Ratsherren also.

Noch am Abend des Mordtages fand daher in der Hauptkirche zu Zwickau eine seltsame erschütternde und feierliche Handlung statt. Es ging der ganze Troß der Tat zum heiligen Abendmahl. Dann aber knieten vier aus seinen Reihen, die sich freiwillig dazu gemeldet, Peter Morgenthal und Hans Dittmann, dazu die beiden Brüder Hans und Steffan Gülden, gesondert vor dem Altar nieder und empfingen da von dem Priester die letzte Wegzehrung und Salbung als solche, die dem sicheren Tode verfallen sind. Unter dem jämmerlichen Weinen aller Anwesenden, ihrer Verwandten und Freunde, rüsteten sich die vier Männer zum Tode. Noch in der gleichen Nacht fuhren sie, da es galt, dem landgräflichen Zorn mit der Sühne zuvorzukommen, in einem Eilwagen aus dem Tor der Stadt, dahin ihre Gefreundeten ihnen mit Fackeln das Geleit gegeben, und schlugen den Weg nach Meißen ein, wo der Landgraf Hof hielt. Ein Priester saß neben ihnen auf dem Wäglein und sprach ihnen Mut zu. Sie reisten Tag und Nacht, wechselten die Pferde, so oft sie nur frische fanden, und kamen schon den übernächsten Tag über die Nossener Straße herein vor Meißen und sahen in einem gräulichen kalten Morgennebel die festen Türme der Burg vor sich, dahinter ihr Schicksal schlief. Sie aber, als Männer, die ihm nun schon tagelang ins Auge gesehen, hatten nur einen Gedanken, daß es jetzt so schnell wie möglich kommen möge und man endlich des peinlichen Wartens überhoben sei. In keinem Winkel ihres Herzens schlummerte auch nur die kleinste Hoffnung auf Gnade. Als sie den Burgberg sahen, holte ein jeder aus seinem Reisesack still sein Sterbehemd hervor, das sie zu diesem Zweck mitgenommen, und legte es an.

Vor dem Burgberg stiegen sie von dem Wagen. Der uPriester segnete sie noch einmal und salbte sie mit dem Öl des Todes. Dann gingen die vier, sich bei den Händen haltend, den Burgberg hinan, standen vor der Pforte eine Weile im kühlen Morgenwind und blickten über das weite Elbtal unten und sahen im Osten einen roten Schein in den Nebeln.

„Es wird noch schön Wetter heute", sagte Steffan Gülden.

„Davon wirst du nicht viel haben", sagte Hans Dittmann.

„Also denn!" sagte Peter Morgenthal und ließ den Klöppel am Tor niederfallen. Hans Gülden blickte schwer vor sich hin und dachte an sein junges Weib.

Der Bruder verstand ihn und drückte ihm die Hand noch fester.

Der Torwächter kam. Er meldete dem Landgrafen, daß da vier Ratsherren aus Zwickau seien, die mit ihm zu sprechen hätten. Der Landgraf, der durch seinen eilenden Reiter in eben dieser Nacht Botschaft von dem Mord bekommen, sprang noch voll frischer Wut aus dem Bette und schrie schon, indes er in seine Hosen fuhr, nach dem Henker.

„Die Donderskerle sind früh aufgestanden!", rief er und begriff, daß er zwar nun diese vier in Händen habe, die sich als die Ursächer und Täter des Mordes bekannten, daß ihm aber die Stadt entwische, die er zu fassen gedacht. Und in diesem Zorn und ohne Erbarmen stellte er sich neben den Henker unter das Tor und stand da in seinem flatternden grauen Haar, mit seinem einen Auge zwinkernd wie ein Teufel, und schrie, als man die vier nun herein ließ: „Hau drein, Hans, wie du jeden triffst. Wir wollen nicht lange fackeln."

Aber die vier kamen fast sittsam herein; jeder kniete still nieder, neigte den Hals und empfing den Todeshieb mit gefalteten Händen. Das Blut spritzte dem Landgrafen über die weichen Morgenschuhe.

Als die Bürger der Stadt Meißen vernahmen, welch grausig Abenteuer sich am frühen Morgen im Burgtor zugetragen, ließen sie voll Schrecken dem Landgrafen ein Tedeum singen.

Zwei Jahre noch lebte der einäugige Landgraf. Dann starb er, im 64. Jahre seines Alters. Aber seit jenem Morgen konnte er nur schwer noch den Schlaf finden. Gegen Mitternacht, wenn er stinkvoll war, schlief er ein wenig ein. Aber dann riß es ihn hin und her, als friere er hart, und er mußte aufstehen, hielt die Hände übers Herz und taumelte so im Hause herum. Und oft fand man ihn unter dem Tor stehen, starrend auf den Fleck, wo die vier zu seinen Füßen verblutet waren. „Die Donderskerle", murmelte er. Und an einem kalten Morgen fand man ihn dort tot auf den Steinen.

Georg VI. im Bett Napoleons!

Frankreichs Außenministerium wird britische Königswohnung.

Der für Juni in Aussicht genommene Besuch des englischen Königspaares in Paris stürzt die Pariser schon jetzt in tausend Sorgen um eine würdige Unterbringung der hohen Gäste.

Frankreich befindet sich, wie die ganze Welt weiß, in einem Stadium schwerer innenpolitischer Zerrissenheit und Wirren. Während man bisher noch vergeblich einen Ausweg sucht, während England Churchill herübergeschickt hat, um den Boden für eine nationale Regierung vorzubereiten — zerbricht man sich jetzt in Paris die Köpfe, um dem englischen Königspaar bei seinem bevorstehenden Besuch im Juni einen würdigen Empfang zu bereiten.

Die Frage, wo der Englische König und die Königin wohnen werden, ist nach langen Erwägungen dahin entschieden worden, daß am Quai d'Orsay die notwendigen Räume zur Verfügung gestellt werden. Die Ausgestaltung dieser Wohnräume für das Königspaar steht augenblicklich im Mittelpunkt des Interesses der Pariser.

Besonders bemerkenswert ist dabei die Tatsache, daß die gesamte Einrichtung aus historischen Möbelstücken besteht, an deren jedem ein Stück Geschichte hängt. Ob der König und die Königin nach den Anstrengungen der Reise am Quai d'Orsay gut oder schlecht schlafen werden, man weiß es heute noch nicht. Aber der Gedanke, in „historischen" Betten zu liegen, wird dem Besuch in der französischen Metropole zweifellos eine besondere Weihe geben. König Georg VI. wird in einem Bett Napoleons schlafen, die Königin in einem Bett, das einmal der unglücklichen französischen Königin Marie Antoinette gehörte! Dieses Bett der Marie Antoinette steht augenblicklich noch in einem Zimmer des Versailler Schlosses, soll aber binnen kurzem sorgfältig in die Gastzimmer des englischen Königspaares am Quai d'Orsay gebracht werden, die der König und die Königin während der ganzen Dauer ihres Besuchs bewohnen werden.

In den Räumen, die das Königspaar bewohnen wird, stammen sämtliche Draperien, Dekorationen und Möbel aus jener geschichtlichen Periode, die durch die beiden berühmten Betten bestimmt wird, des Zeitalters Ludwig XVI. für das Zimmer der Königin und des Zeitalters des Kaiserreichs für das Zimmer des Königs. In diesen Tagen gehen überall staatlich beauftragte Kunstsachverständige durch die verschiedenen Pariser Museen und die alten Schlösser, um jeden Stuhl, jeden Tisch, jedes Bild und jedes Stück Porzellan sorgfältig und stilgerecht auszuwählen. Jedes einzelne dieser Stücke wird vorsichtig in die zur Verfügung gestellten Räume im französischen Außenministerium an der Seine geschafft.

Königin Elisabeth wird am Quai d'Orsay drei Räume bewohnen, einschließlich eines besonderen Ankleidezimmers; für den König werden zwei Räume bereitgehalten. Alle Zimmer haben den Blick auf die herrlichen Gärten, in denen sich gerade im Juni ein reicher Rosenflor entfalten wird.

Während die Räume des Königs und der Königin im ersten Stock liegen, befindet sich zu ebener Erde noch der große Speisesaal und ein Gesellschaftszimmer.

Kummer um Rigoletto.

Skizze von Erwin Sedding.

Die Sache mit Lissi hatte einen Haken. Glücklicherweise kam Holm erst am nächsten Morgen dahinter, so schlief er noch ruhig und ahnungslos. Wie spät war es gewesen, als Lissi geklingelt hatte? Halb zwölf? „Nicht zanken, Papa!" hatte sie gebettelt. „Die Gertrud ist schuld daran, — wir waren im ‚Rigoletto'!"

Nun saß die Lissi längst im Bureau und Holm noch immer vor seinem Frühstück. Gewiß, mit siebzehn Jahren hörte der Mensch auf, ein Kind zu sein. Auch Lissis Mutter, wenn sie am Leben gewesen wäre, hätte es nicht ändern können. Aber ging das nicht ebenso gut ohne Lüge?

Denn hier stand es schwarz auf weiß in der Frühpost unter den Theaternachrichten: „Wegen Erkrankung unseres Bühnenmitgliedes Ypsilon mußte an Stelle der für gestern angesetzten „Rigoletto"-Aufführung die Oper „Figaros Hochzeit" von W. A. Mozart gegeben werden!" — Figaro, nicht Rigoletto! Wenn Lissi das geahnt hätte!

Holm schob die Zeitung fort und stand auf. Er selbst, ja, er hatte seinen Vater belogen, als er ein Bürschchen in Lissis Alter war! Aber sein Vater polterte, hatte kein Verständnis für die Jugend. Lissi dagegen?

Holm überschlug den Inhalt der Jahre seit Lissis Geburt bis heute, in denen er nichts fand als die Geschichte eines großen Vertrauens. Nein, ihm fehlte jeder Anhalt dafür, daß er dieses Vertrauen verloren hatte. Er sah nur, daß es so war und daß er sich damit abfinden mußte! Bitternis und Einsamkeit zogen in sein Herz. Holm war müde.

Als Lissi am Spätnachmittag nach Hause kam, traf sie den Vater im Vorgarten bei den Mandelbäumchen.

„Ich habe eine große Bitte, Papa", sagte sie zaghaft. „Ich brauche einen neuen Sommerhut! Einen Strohhut, weißt du —"

Holm schwieg. Jener schelmische Mund überzeugte ihn nicht mehr. Jene hohe, schöne Mädchenstirn, die sich ihm noch gestern zum Gutenachtkuß geboten hatte, war ihm auf eine schmerzhafte Art entfremdet. Ob das je anders würde?

Auch in Lissis Augen erlosch etwas von dem alten Glanz. Sie wußte sofort, daß der Vater bei aller Blässe seines Äußeren gesund war. Sie sah nur noch nicht klar, in welcher Richtung sie die Ursache seiner Abkehr suchen sollte.

„Ich hoffe, daß du mir nicht doch — wegen gestern — böse bist", begann sie gefühlsmäßig und trat ganz nahe an ihn heran. „Aber sieh mal, Papa: ich hatte mir doch vorgenommen, immer aufrichtig zu sein! Ich dachte, dir dürfte ich mit keinen erfundenen Erklärungen kommen, — dir, der du so ganz anders bist als andere Väter! Wir waren nämlich so ausgelassen, und wir wollten so gern tanzen — und Gertruds Bruder ging mit und — schließlich ist der „Rigoletto" doch ein anerkannt anständiges Kabarett!"

Ein Kabarett? — In Holms Brust löste sich ein Gewicht und sauste wie ein Fahrstuhl durch seinen Körper.

„Du mußt nicht alles durcheinander würfeln, Lissikind!" lächelte er den Mandelzweig an, den er in der Hand hielt. „Du sprachst doch eben von einem Frühlingshut! Schön — was soll er kosten?"

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.